

Predigt am Ewigkeitssonntag, 22. 11. 2020 St. Georgen
Text: Offb. 21, 1-7,

Liebe Gemeinde,

ich versuche mir vorzustellen, wie es wohl gewesen sein mag, als dieser Abschnitt aus dem Buch der Offenbarung zum ersten Mal im Gottesdienst der Gemeinde, irgendwo in Kleinasien, vorgelesen wurde:

Eine Handvoll Christen mag sich da versammelt haben, eine verschworene Gemeinschaft der Verfolgten und Bedrohten. Sie riskieren viel, sie treffen sich im Schutz der Dunkelheit, bloß nicht gesehen werden, die kaiserlichen Spitzel und Spione haben ihre Augen und Ohren überall. Fast täglich kommt es zu Verhaftungen und die Gemeinde weiß, was das bedeutet: Demütigung, Folter und immer wieder auch den Tod. Die Angst ist zum ständigen Begleiter der kleinen christlichen Gemeinde geworden. Die Staatsmacht gebärdet sich wie ein übermächtiges, tollwütiges Tier. „Bloß nicht an morgen denken, da könnten sie dich schon geholt haben!“

Jetzt aber sind sie noch beisammen, trotz allem, singen, beten und sie hören die Worte des Schreibers der Offenbarung, Worte mit denen der Himmel über ihnen aufreißt:

„Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem. Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Schreien noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu!“

Liebe Gemeinde, ich bin sicher, diese Worte haben die Menschen damals berührt und sie haben erfahren: „Wir haben all dem zum Trotz, was uns Angst macht, doch noch eine Zukunft. Gott wird uns nicht verloren geben, was auch kommt! Er wird das letzte Wort haben, nicht der Kaiser in Rom. Es wird doch noch alles gut werden.“

Ich stelle mir vor, dass das Wort des Sehers Johannes wie ein Licht in die Dunkelheit der illegalen Gottesdienstgemeinde hinein zu leuchten vermochte. Menschen, die gerade noch ganz in ihren Sorgen und Ängsten gefangen waren, können wieder an ein Morgen denken. Sie sehen etwas von dem neuen Himmel und der neuen Erde. Und, sie haben uns dieses Bild überliefert, damit auch wir etwas davon zu sehen bekommen, mitten in dem, was uns bedrängt, damit Hoffnung und Lebensmut bleibt, all dem zum Trotz, was uns gerade Angst macht.

Für mich ist dieses Bild von den letzten Zeilen unserer Bibel, unendlich wichtig. Es beschreibt eine Hoffnung, ohne die ich mir unseren christlichen Glauben nicht vorstellen kann und ich bin fest davon überzeugt, dass diese Hoffnung alles andere als eine billige Vertröstung ist. Sie gründet doch in den Worten und dem Wirken Jesu Christi. Sie hat ihren Anker in seinem Weg durch den Tod am Kreuz hindurch zur Auferstehung am Ostermorgen. Der neue Himmel und die neue Erde sind an diesem Morgen bereits angebrochen.

Zwei Ausrichtungen hat die damit verbundene Hoffnung in der Offenbarung: eine, die die ganze Welt umfasst und eine, die mir, uns, ganz persönlich gilt. Die universale Erwartung eines neuen Himmels und einer neuen Erde und die ganz persönliche

Hoffnung, dass es für mich, für die Menschen, die mir lieb und nah sind und nicht zuletzt auch für die, die der Tod uns genommen hat, bei Gott Zukunft und Leben gibt, dem der Tod nichts mehr anhaben kann, in der Vision des Johannes gehört das untrennbar zusammen. Er zeichnet seine Glaubenshoffnung in ein Bild der Heiligen Stadt, Jerusalem und nimmt damit den alten Traum Israels vom Zion auf. Jerusalem, Jeruschalaim, übersetzt: die Stadt des Friedens, wird endlich ihrem Namen gerecht werden. Gewalt und Krieg werden in dieser Stadt nicht mehr sein. Hass und Terror haben keinen Platz mehr in ihren Mauern. Gottes Schalom wird Alle und Alles umfassen. Und mitten in das alles Begreifen übersteigende Große, den neuen Himmel und die neue Erde, da zeichnet Johannes in dieser Stadt des Friedens eine unscheinbare Hütte ein. Da wohnt Gott, nicht im himmlischen Palast, nicht hinter hohen Mauern im Schloss, sondern in der Hütte nebenan. Gott ist ganz nah bei den Menschen, so nah, dass er selbst die Tränen seines traurigen Nachbarn abwischen wird und den tröstet, der in Trauer gefangen ist.

Liebe Gemeinde, ich wüsste nicht, was ich am Grab eines Menschen überhaupt zu sagen hätte, wenn ich diese Hoffnung nicht weitergeben könnte: der Tod wird nicht das letzte Wort haben, die Tränen um einen geliebten Menschen, das ist nicht Gottes Endpunkt mit uns. Wo wir loslassen müssen, da bleibt Gott nahe. Er ist in der Hütte nebenan zu Hause, auch nebenan von denen, die der Tod uns genommen hat. Ich wünsche uns allen, dass wir von dieser Hoffnung getragen werden, wenn wir an die Menschen denken, deren Namen wir nachher nennen und die in den vergangenen 12 Monaten gestorben sind. Ich wünsche uns auch, dass diese Hoffnung uns trägt und belebt, mitten in den

Ängsten und Sorgen dieser Zeit, auch mitten in denen, die um die Frage kreisen: „Was wird einmal aus mir selbst?“

Johannes hält für uns und alle Welt fest: Es wird da ein Zuhause geben in der Stadt des Friedens und Gott selbst wohnt gleich nebenan. Er sieht und kennt uns, weiß wie es um uns steht. Er sieht die Tränen in den Augen der Trauernden und Traurigen und er wird ihre Tränen abwischen und trösten. Der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch verzweifelte Schreie, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu!

In den Gottesdienst der allerersten Hörer dieser Worte, in die kleine, von Verfolgung bedrohte Gemeinde, irgendwo in Kleinasien, haben diese Worte Licht und Hoffnung gebracht.

Das erbitte ich auch für einen jeden von uns und für unsere so geschundene Welt,
durch unseren Herrn und Bruder, Jesus Christus.

Amen

Pfarrer Martin Bachmann